

Der Wunderabbi von Uchanje

Erzählung von Jean Paul d'Ardeschah (1874 – 1942)*

Das kleine wolhynische Städtchen Uchanje, in dem Schalom Weitzel, der einst berühmte Mann und Wunderrabbi Anno 1800 das grelle Licht der frührussischen Welt erblickte, liegt abseits vom Getriebe der großen Welt, vom grünen Band saftiger Wiesenländereien umschlungen. Die Stadt ist auch heute noch nicht gepflastert. Im Laufe der letzten 50 Jahre hat man wenigstens dreimal den Versuch gemacht, die von der langen hölzernen Brücke nach dem Marktplatz führende Hauptstraße durch ein Fundament aus Ziegelsteinen fahrbar zu machen und die jeweiligen Provinzialingenieure haben sich bei diesen Bemühungen ein schönes Vermögen erworben. Jedesmal aber versank das ganze Pflaster samt den von weither auf flachen Kähnen herbeigeschaffenen Sandmengen in dem sumpfigen Boden., der im Frühjahr und Herbst den Straßen Uchanjes das Asehen großer, mit zähem Schokoladenbrei angefüllter Tröge gab, in denen die Pferde und Wagen, Ochsenherden und langbeinige Schweine mühsam umher schwammen und über denen die hiesigen Hüh- und Hotttschreie der Fuhrleute und verzweifelter Peitschengeknall tagaus, tagein erklangen. Wenn man die Stadt von einem Hügel betrachtet, über den die baumbeschattete Heerstraße hinab ins Tal führt, stellt sich wie von selbst der Vergleich mit einer Schafherde ein. So dicht drängen sich die kleinen grauen Häuschen um ein großes, breites, schwarzes Dach, das sie wie der Riesenschirm eines strickenden oder Strohhüte flechtenden alten Schäfers ausnimmt. Das ist die uralte Synagoge, der geistige Mittelpunkt der Stadt, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln aus Anhängern des mosaischen Glaubens besteht. In dieser Stadt wurde Schalom Weitzel geboren, als Sohn eines Oelfabrikanten, dessen Fabrik aus einer elenden Butterbude am Flusse und aus einem alten schwarzen Gaul bestand, der mit verbundenen Augen von früh bis spät in einer Tretmühle zu trotten hatte.

Der Oelfabrikant schüttelte bedenklich den Kopf, als ihm sein Neugeborenes gezeigt wurde. Nie hatte er noch ein so mageres Kind gesehen, obgleich in der Stadt genügend armes Volk wohnte, das froh war, wenn es seinen Hering mit Zwiebeln und Kartoffeln zum Schabbesabend hatte. Der Anblick seines Sohnes erfüllte Chaim Weitzel mit desto größerer Wehmut, da seine Frau Ruchla gerade auf dieses spätgeborene Kind freudige Hoffnungen zu setzen sich berechtigt glaubte. In seiner Angst machte Chaim einen Schwur, er würde seinen Sohn Rabbi werden lassen, wenn das zarte Kind am Leben bliebe. Hätte er an diese Möglichkeit geglaubt, er hätte sich sein Versprechen zehnmal überlegt, denn es war gewiß nicht leicht, als Nicht-Hassidim seinen Sohn einer so hohen Stellung zuzuführen. Der kleine Schalom, den sie den Schweiger nannten, diesen Namen behielt er übrigens für sein ganzes Leben, wurde nun zusehends stärker, als ob er nur auf das Versprechen seines Vaters gewartet hätte. Das berichtet die Uchanjer Chronik und zwar aus einer Zeit, da Schalom der Stolz des Städtchens war und seine Lebensschicksale durch fleißige Pergamenthände der blassen Schreiber für die Nachwelt niedergeschrieben wurden. Leider wurden diese vergilbten Blätter, die manches Wissenswerte über die damaligen Zustände Uchanjes enthielten, niemals zu Ende geführt. Sie brachen jäh mit dem 36. Lebensjahre des Rabbis ab, ohne einen Vermerk über seinen tragischen Tod. Sie mußten voraussichtlich kurz nach dem traurigen Ereignis, das zu jener Zeit die Gemüter in Erregung setzte, zu den wertlosen Papieren des Synagogenarchivs geworfen worden sein,, ohne daß jemand den Mut fand, das Ende zu beschreiben und mit guten Gründen zu erklären.

Aus diesen Papieren erfahren wir ferner, daß der kleine Schalom, als er ein Jahr alt war, das Buch gewählt hatte, wodurch er die Hoffnungen der glücklichen Mutter bestätigte. Es war eine Sitte, die auch heute noch sich in einzelnen Familien erhalten hat, daß für ein Kindchen nach Ablauf des ersten Jahres, gerade zu seinem Geburtstage, ein kleiner Tisch gedeckt wurde, auf dem neben das eine

Lichtlein, welches das erste Lebensjahr versinnbildlichen sollte, drei Dinge gelegt wurden: ein Brot, eine goldene Münze oder Uhr und ein Buch. Griff nun das Kind zuerst nach dem Brot, dann sollte es ein tüchtiger, arbeitsamer Mensch werden, griff es nach der goldenen Münze, dann waren ihm große Reichtümer beschieden, wenn es aber zuerst das Buch anfaßte, sollte es weise und gelehrt werden. Auch eine Reihe anderer Anzeichen sollte nach Angabe des Chronisten auf eine ruhmvolle Gelehrtenzukunft des jungen Schalom Weitzel deuten. Ein Chronist hat selbst in poetischen Vergleichen nicht genug tun können, als der das Äußere Schaloms beschrieb. Er nannte ihn schlank und zart wie eine junge Ziege, schweigsam wie den Schlafenden See von Soram und sanft wie die Taube einer jungen Braut. Man sah ihn nie an friedlichen Schabbesabenden über die hölzernen wippenden Stege der Hauptstraße spazieren, die von Holzpflocken gestützt, in einer gewissen Erhöhung an den Schokoladetrögen entlang liefen und auf denen die ganze Bevölkerung des Städtchens in feiertäglicher Kleidung, die Männer in schwarzen, gleißenden Atlasröcken, weißen Strümpfen und glänzenden Hüten, die Frauen in Sammet und Seide mit goldenen oben am Busen befestigten Uhren auf und ab wandelten. Dafür erklang seine Stimme lieblich im Bethause, wo er Psalmen sang, in ein gelbliches, schwarzgestreiftes Totenhemd gehüllt, und manch einer hielt dann in seiner Andacht inne, mit geschlossenen Augen und einem befriedigten Kopfnicken das Anschwellen und Zerfließen der bebenden Stimme verfolgend.

Daß es dem alten Chaim dennoch viel Mühe und Sorge gekostet hatte, seinen Schwur zu halten, geben selbst die Chronisten zu. Eine ganze Reihe angesehener Bürger betrachtete die Wünsche Chaims als einen Eingriff in ihre Chassidprivilegien und bereitete ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Daran hat vielleicht Schaloms Heirat mit Lea Porzellan, der Tochter des Uhrmachers Feine Porzellan, auch nicht viel ändern können. Wie es Schalom trotzdem verstanden hat, den offenen Haß seiner schwarzbärtigen und graubärtigen Mitbürger zu besänftigen und zu einer beispiellosen Popularität zu gelangen, die sich weit über die Grenzen der Provinz ausbreitete, ist nicht zu ermitteln, und was noch seltsamer erscheint, es wird mit keinem Wort berichtet, wodurch der Rabbi so mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Eine lange Aufzählung von Taten, die seine Weisheit und seinen Einfluß beweisen wollen, giebt keinen klaren Aufschluß darüber. Ich will hier eine von ihnen anführen, so wie sie überliefert worden ist. Es handelte sich um einen Ehezwist in der Familie eines Schneiders, Majorek Schwach, eines berühmten Quartalsläufers, der seine Ehefrau zum allgemeinen Aergernis der friedlichen Bürger Uchanjes auf roheste Weise mißhandelte. Die Frau, die einen kleinen Handel mit Butter und Eiern betrieb, verdiente auf redliche Weise ihr Brot und trug nach Kräften das Ihre zur Erhaltung des kinderreichen Hausstandes bei, um den sich der Schneider oft wochenlang nicht kümmerte. Ich habe einen Nachkommen dieses Schneiders, der ebenfalls Majorek hieß, und ein sehr geschickter Schneider war, gekannt. Vielleicht hat er die Eigenschaften seines Urahns geerbt, denn er liebte es, auch von Zeit zu Zeit manches Gläschen über den Durst zu trinken, was bei den Juden eine große Seltenheit ist und warum er auch von seinen Glaubensgenossen fast wie ein Aussätziger behandelt wurde. Er hat mir öfters Anzüge genäht und war recht ergötzlich, wenn er in seiner geschäftigen, quecksilbrigen Art im Zimmer umhersprang und die unerwünschten Falten mit flüchtigem Darüberstreichen oder durch verstohlenes Wegzupfen aus der Welt zu schaffen versuchte. Wenn man ihm sagte: „Aber Majorek, hier auf dem Aermel sitzt ja eine Laus,“ Dann beugte er sich über die bezeichnete Stelle, betrachtete sie einen Augenblick schweigend, knipste noch mit den Fingern und fragte dann, verschmitzt lächelnd: „Nun, wo ist denn die Laus?“ Oder er griff unverzagt nach dem weißen Etwas, rieb den Zeigefinger gegen den Daumen und steckte sie dann beide in die Westentasche seines langen speckigen Rockes, mit wegwerfendem Achselzucken versichernd, es wäre nur ein Steppfaden gewesen. Wenn der Urahn ein ähnlicher Schelm gewesen wäre, dann hätte er gewiß gegen seine Eehälfte einen schweren Stand gehabt,

denn was eine Eierfrau in einem solchen kleinen südrussischen Städtchen ist, so muß sie schon wegen ihres Geschäftes recht energisch und von männlicher Entschlossenheit sein. Sie soll Tag für Tag vor die Tore der Stadt hinauspilgern, um dort die ankommenden Bauernwagen abzulauern und sie einer nicht immer freiwillig gewährten Revision unterziehen, ob die Bäuerin oder der Bauer nicht irgendwo im Stroh einige Eier oder einen Topf Butter nach der Stadt durchschmuggelt, um sie dann hinter dem Rücken der Händlerinnen an irgend einen Stadtkunden unter dem Marktpreise abzugeben.

Der Rabbi ließ den Schneider und seine Frau zu sich kommen, berichtet die Chronik. Als sie eintraten, sahen sie ihn an seinem mit allerhand alten Büchern belegten Tisch sitzen. Er begrüßte sie mit einem Kopfnicken und vertiefte sich in die Lektüre. Sie schwiegen und trauten sich nicht zu reden. Und als der Rabbi in dem alten, silberbeschlagenen Buch eine Weile für sich gelesen hatte, klappte er es zu, sah die beiden schweigend an und vertiefte sich wieder in seine Lektüre. Die beiden trauten sich noch immer nicht ein Wort zu sagen, der Rabbi aber las ruhig weiter. Und als auf diese Weise eines Stunde vergangen war, hielt es die Frau nicht länger aus und begann zu reden, weinerlich und demütig zuerst, dann aber wurde sie ausfälliger und Majorek wußte kaum, wie er sich mit armen nackten Worten gegen die brennenden Pfeile ihre Zorns schützen sollte, der Rabbi aber schwieg wie eine Mauer und saß unbeweglich vor seinem Tisch. Und als sie abermals alle drei eine Zeitlang geschwiegen hatten, erklärten die beiden, sie wollten sich wieder vertragen. Da lächelte der Rabbi, hob die sonnenen schwarzen Augen von seinem Buche empor und sagte feierlich: „So geht denn in Frieden, Majorek und Lore.“ Und die beiden lebten seitdem glücklich und friedlich zusammen.

Der große Ruf des begnadeten Mannes drang bald in alle benachbarten Ortschaften. In zweispännigen Korbwägelchen und großen Mietskutschen, auf deren doppelten Sitzen oft zehn und zwölf Personen zusammengedrängt saßen, und nach allen Richtungen nickten und schaukelten, kamen Trost- und Hilfebedürftige. Man brachte Kranke und Besessene. Mütter mit zarten Säuglingen an der Brust und liebevolle Jungfrauen scheuten sich nicht den weiten Weg über Moräste und schlechte Landstraßen, durch sumpfige Wiesen und schwarze Wälder, die voll der Schrecknisse waren. Die Stadt gewann an Ansehen und Ruf und gedieh bald zu einem vielbesuchten, vielgenannten Ort, in dem das Leben lebhafter zu pulsen schien, als in irgend einem andern weltverlorenen Judenstädtchen, und selbst die Gutsbesitzer, wenn sie sich im Getreide- oder Viehhandel von irgend einem der jüdischen Kaufleute übervorteilt glaubten, suchten sich durch eine Berufung auf das Schiedsgericht des Wunderrabbis von Uchanje schadlos zu halten.

Seinen Höhepunkt erreichte aber der Ruhm Schaloms zur Zeit des Zarenaufenthaltes bei Uchanje. Zar Nikolaus I., der nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes die westlichen Landstriche seines großen Reiches besichtigte und auf der Durchreise in die nächste Nähe des Städtchens kam, um bei einem seiner Kammerherren, dem Fürsten Obelsky zu jagen, ließ den Wunderrabbi zu sich kommen. In einem wahren Triumphzuge gestaltete sich diese Fahrt des gesegneten Mannes. Die Straßen, durch die die vierspännige fürstliche Karosse, die den Rabbi abholen sollte, im langsamen Schritt vorbeifuhr, waren dichtgedrängt, jeder wollte den Mann noch einmal sehen, der die Wünsche des Volkes vor den Thron des mächtigen Herrschers bringen sollte, viele Augen leuchteten ihm entgegen und suchten voll stolzer Freude das blasse Gesicht hinter den Spiegelscheiben der Karosse zu entdecken, das Schimmern des weißen Atlaskleides auf purpurnen Polstern und das Wiegen der großen Zobelmütze, unter der die gekräuselten, glänzenden Korkenzieherlocken baumelten, sich für ewig einzuprägen. Das war ein hoher Ehrentag für die Stadt Uchanje. Aber wie die Meteore, wenn sie in ihrem Glanz vor unsern Augen aufblitzen um zu vergehen, so ist das Schicksal des Menschen. Je höher die Leuchtkraft, desto näher das Ende. An demselben Tage verbreitete sich am späten

Nachmittage, wie ein entsetzliches Feuer die unglaubliche Kunde, daß der Zar den Rabbi hätte durchpeitschen lassen.

Wer das Leben des Zaren Nikolaus I. näher kennt, wird wissen, zu welchem unerwarteten jähen Zornesausbrüchen sich dieser im übrigen so willensstarke Monarch oft hinreißen ließ, wie rücksichtslos er alles zerschmetterte, was sich ihm in den Weg stellte, wie unbändig sein Stolz war, der ihn alle Menschen als Werkzeuges seines mächtigen Willens betrachten ließ. Diese Charaktereigenschaften hatte ihm den Zarenthron gesichert, als Zar Alexander I. auf dem Totenbette lag und Großfürst Konstantin, der rechtmäßige Erbe, seinen Rechten auf die Zarenwürde entsagt hatte. – Schon drang aus dem Großen Saal, in dem sich die Verschwörer versammelt hatten, das unheilverheißende Gemurmel der Auflehnung, es bedurfte nur eines Zeichens, damit sich gegen den Leib des unerwünschten Zaren viele tödliche Dolche zückten, als er selbst unter die Unzufriedenen hinaus trat und mit einem donnernden „Auf die Knie!“ alles entwaффnete. Dieselben Eigenschaften wurden aber später, während des unglücklichen Krimkrieges, dem stolzen Herrscher zum Verhängnis und bereiteten ihm einen vorzeitigen schmachvollen Tod.

Wie ich bereits erwähnt habe, berichtet die Uchanjer Chronik nichts über das Ende des Wunderrabbis. Ich würde also in Bezug darauf nur auf Vermutungen angewiesen sein, wenn nicht auf die Bekanntschaft mit einem seltsamen Mann, in dessen Hause ich in Uchanje manche Stunde verbracht habe. Er war Buchhändler und hatte mir öfters Bücher besorgt, die benachbarten Rittergutsbesitzer abonnierten bei ihm auf Zeitschriften und Zeitungen. Besonders förderte aber unsere nähere Bekanntschaft eine kleine Hausbibliothek uralter Werke, die der Buchhändler sein eigen nannte. Ihm verdanke ich auch die Kenntnis von den Uchanjer Chroniken und einer Anzahl prächtig gebundener magischer Schriften, die er für den ehemaligen Besitz des Wunderrabbi ausgab. Was die mündliche Überlieferung über den Tod des Rabbi zu berichten weiß, hat er mir mit einem spöttisch-wehmütigen Lächeln – er selbst hielt sie für einen verkannten Propheten – erzählt. Von einem andern Bewohner der Stadt hätte ich es vielleicht nie so ausführlich erfahren, da das Thema augenscheinlich verpönt war.

Kaum hatte sich das Gerücht von der Durchpeitschung des Rabbi in der Stadt verbreitet, als auch schon gleich zwei Erklärungen auftauchten, die von Haus zu Haus ihre Runde machten, ohne daß man genau wußte, woher sie stammten. Nach der einen sollte der Rabbi in einer freien Ansprache an den Zaren das Elend der jüdischen Bevölkerung geschildert haben und um Gleichberechtigung der Juden gebeten haben, wodurch er den Zorn des Monarchen heraufbeschworen hatte; nach der andern – und diese verbreiteten die Feinde des Rabbi, von deren Dasein man erst jetzt etwas zu hören bekam, verhielt sich die Sache folgendermaßen: Der Rabbi hatte seiner alten Gewohnheit gemäß, die nun plötzlich allen Stadtbewohnern sehr eigentümlich vorkam, als er in das Gemach des Zaren hineingelassen wurde, geschwiegen, so daß der Zar, der ebenfalls schwieg, sich plötzlich erhob und fragte: „Man hat mir gesagt, Du wärest ein kluger Mann, warum schweigst Du denn?“ Darauf sollte der Rabbi mit klugem Lächeln folgendes geantwortet haben: „Majestät! Wenn zwei kluge zusammenkommen, dann brauchen sie nichts zu reden. Sie wissen alles, sie können ruhig schweigen.“ Und als der Zar, den die ungewöhnliche Vertraulichkeit dieser Antwort geärgert haben mochte, dennoch darauf bestand, der Rabbi möge ihm die Wahrheit sagen, hatte dieser mit leiser Stimme, halb für sich, noch folgende Worte hinzugefügt: „Die Welt ist eine Illusion und lebt von der Illusion!“ – „Schon gut,“ hatte der Zar laut auflachend darauf gerufen: „jetzt weiß ich, was für einer Du bist. Ich lasse Dir fünfundzwanzig Peitschenhiebe geben. Wir wollen sehen, ob Du sie auch als Illusion empfinden wirst.“ Darauf gab er den Befehl, den Rabbi zu entkleiden und die besagte Exekution auf dem Schloßhof zu vollziehen.

Mitten in die erregten Debatten, die in den Häusern einiger angesehenen Bürger gepflogen wurden, fiel wie ein Blitz die Nachricht, der Rabbi wäre in die Stadt zurückgekehrt. Man hätte ihn gebückt durch die Kohlgärten einiger Vorstadthäuser schleichen sehen. Wie auf eine Verabredung strömte jetzt alles vor das Haus des Rabbi, dessen Fenster im Glanze der untergehenden Sonne funkelten. So stark aber auch das fordernde Stimmengewirr anwuchs, so gebieterisch einzelne den Namen des Rabbi riefen, kein lebendiges Wesen zeigte sich an den trotz der warmen Abendluft fest verschlossenen Fenstern. Die Aufregung wuchs, man schrie, man fuchtelte mit den Händen, man schob sich und drängte vorwärts, niemand wagte aber das kleine Vorgärtchen zu betreten und die grün bemalte Pforte zu öffnen, Geschäftig schlängelten sich einige Hassidim durch die hin und her wogende Menge, auf diesen und jenen mit raschen, sich überstürzenden Worten einredend. Da erschollen plötzlich von der Mauer eines Neubaus, der zur halben Haushöhe errichtet war, einige Stimmen. Mehre Burschen hatten über die Haufen der aufgestapelten Ziegelsteine hinweg die Mauer erklettert und blickten von ihrem Auslug gerade in die Wohnung des Rabbi hinein. Sie berichteten der aufhorchenden Menge, daß der Rabbi sich in einem der oberen Zimmer seines Hauses befände, wo er, wie immer, an seinem Arbeitstisch sitze. Darauf löste sich aus der Menge eine Anzahl Männer, es waren lauter angesehenen Bürger darunter, und gingen entschlossenen Schrittes ins Haus hinein.

Mein Buchhändler schilderte diese Vorgänge mit einer gewissen, meiner Ansicht nach ungerechten Geringschätzung der Menge, und ich glaube, sein verkanntes Prophetentum spielte dabei mit, denn man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß die Bevölkerung Uchanjes berechnete Gründe hatte, im höchsten Grade aufgeregt zu sein. Ihre heiligsten Gefühle waren aufs grausamste angetastet worden, von dem gräßlichen Gerücht aufgepeitscht und unter der Last des Bewußtseins, daß eine Genugtuung völlig aussichtslos war, - und all dieses noch an demselben Tage, dessen Morgen so verheißungsvoll angezeigt hatte - mußten die meisten in einem Zustand der Reizbarkeit gewesen sein, dessen Gefahren der Rabbi als kluger Mann hätte voraussehen sollen. Darin stimme ich auch durchaus nicht mit der mir gewordenen Überlieferung überein, der Rabbi hätte das einzig Richtige vorgenommen, um die Gemüter zu beruhigen. Man wird ihm aber trotzdem eine gewisse Art Heroismus nicht absprechen können.

Der Rabbi empfing die Abgesandten des Volkes in seinem Arbeitszimmer. Ein großer goldgelber, siebenarmiger Leuchter brannte auf seinem Tisch, der mit mehreren aufgeschlagenen magischen Büchern ganz bedeckt war. Er sah etwas blaß aus, sein Benehmen hatte aber sonst nicht die geringste Spur einer Veränderung. Auf die Vorstellungen der Volksvertreter, deren Reden er schweigend angehört hatte, wußte er nichts zu erwidern, als zur Geduld zu mahnen, das Volk solle ruhig auseinandergehen. Und ungeachtet der Vorstellungen der auf in dringenden Männer, blieb er dabei. So mußten denn die Delegierten des Volkes unverrichteter Dinge abziehen.

Eine gewitterschwere Stille hatte sich auf die dichtgedrängten Köpfe der Menge gesenkt, als der kleine Trupp der bärtigen Männer leise miteinander flüsternd und mit den Händen ängstlich gestikulierend im kleinen Vorgarten erschien. Gierig, wie ausgedörrte Erde, war man bereit, erquickende Labung zu schlürfen, aber die Schleusen der rabbinischen Weisheit blieben verschlossen. Ein ungläubiges Staunen hatte sich der meisten bemächtigt. Wie - sollte man die schwere Last der entsetzlichen Ungewißheit wieder mit nach Hause schleppen, wollte sich der gähnende Abgrund nicht schließen? - Wie unter einem unerträglichen Druck bückten sich die Schultern, aber die Augen blieben auf die jetzt ganz blaß schimmernden Fenster gerichtet. Und mitten durch die Stille sauste ein Stein gegen ein grünes Fensterkreuz, und eine Scheibe klirrte zu Boden. Jemand hatte aufgekreischt, dann schwoll ein unverständliches Murren heran, aus dem

einzelne spitze Schreie und weiße Schaumspitzen sprangen, und wider klirrten die Scheiben. Und plötzlich, wie eine fahle Hagelwolke, entlud sich der Zorn des Volkes, Ziegelsteine prasselten gegen die Wände des Häuschens, der grüne Gartenzaun zerbrach mit einem male unter dem Druck der näherdrängenden Schar. Wilde Schreie, Weinen und Schluchzen mischten sich mit einem unaufhörlichen tiefen Grollen, das in schweren, drohenden Stößen gegen das Häuschen brandete und es zu erschüttern schienen. Da erschien der Rabbi auf dem Balkon über den Köpfen der Menge. Er hielt den angebrannten siebenarmigen Leuchter in der Hand. Der lange atlasweiße Rock verhüllte seine schwächliche Gestalt, und das magere, von den zuckenden Flammen der sieben heiligen Kerzen erleuchtete Gesicht verklärte ein seltsames Lächeln. Seine Erscheinung beschwichtigte den Lärm. Er beugte sich vor über das Geländer und sagte mit sanfter, aber durchdringender Stimme: „Wo ist der Arzt, der seinen Patienten immer gerecht werden könnte, wenn er ihnen stets die Wahrheit sagen würde, so wie er sie sich denkt?“ Er schwieg einen Augenblick, als ob er eine Antwort vom türkisfarbenen Himmel erwartete, und hob die dunklen Augen empor. „Wer würde,“ fuhr er dann fort, „etwas erkennen, wenn nicht erst die Neugierde seine Ohren und Augen aufgetan hätte?“ Und wieder horchte er in die Abendstille hinaus. „Die Wißbegierde ist der Anfang des Weges zur Erkenntnis ...“ Ein leises Abendwehen kam über die grau gewordenen Dächer der Häuser und ließ die Kerzenflammen erschauern. Der Rabbi beugte sich tiefer, dunkle Schatten huschten über sein Gesicht. „Kein Mensch kann einem andern die Wahrheit sagen ... die Wahrheit ist in keines Menschen Macht, sie offenbart sich ihm von selbst, wenn er bereit ist, sie zu empfangen. Freut euch und betet, daß Eure Ohren und Augen aufgetan sind...“ Als der Rabbi diese Worte beendet hatte und sich anschickte, umzukehren, brach aber erneuter Lärm aus. War das eine Beruhigung? Was sollten diese unbegreiflichen Worte? Tatsachen wollte man! Wahrheit ... Wahrheit! Wozu war er Rabbi, wenn er die Wahrheit nicht wußte? Der Rabbi war mitten im aufprasselnden Steinhagel stehen geblieben, er schien in eine tiefes Nachdenken versunken zu sein, um ihn flogen die Ziegelsteine, klirrten die Fenster, eine Frauengestalt hatte sich in der offenen Balkontür gezeigt und winkte ihm mit ängstlichen Gebärden herbei, er sah sie nicht, hörte nicht das Johlen des Volkes, sah nicht, wie die wütende Menge auf seinen wohlgepflegten Blumenbeeten trampelte, fühlte nicht, wie die Steine gegen seine Brust schlugen, bis ihn ein wohlgezielter Wurf in die Schläfe zu Boden streckte. Die flatternde Gardine, in die sich der Leuchter des Fallenden verwickelt hatte, flammte grell über der Leiche des Rabbi auf – ein düstere, drohende Todesfackel. Als sich die Polizei und einige fünfzig Kosaken durch die widerstrebende dichte Menge mit Peitschenhieben und blanken Säbeln den Weg gebahnt hatten, stand das ganze Haus schon in Flammen. Weder der Körper des Rabbi noch der seiner Frau und seiner Kinder konnten dem Feuer entrissen werden.

So starb der Wunderrabbi von Uchanje, als er, der große Schweiger, das Schweigen brach und in Worten die Weisheit künden wollte, die unaussprechlich ist.

* Hamburger Anzeiger, 14. März 1909, vgl. Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

<http://www.theeuropeanlibrary.org/tel4/newspapers/issue/3000094656147?hp=19&page=19&query=wolhynische&decade=1900-1909>

<http://www.theeuropeanlibrary.org/tel4/newspapers/issue/3000094656147?hp=19&page=20&query=wolhynische&decade=1900-1909>

Anmerkung: Eine sehr alte, jüdisch geprägte Ortschaft des Namens „Uchanje“ befindet sich im wolhynisch-polnischen Grenzbereich in der Nähe von Hrubieszów auf (heute) polnischem Gebiet. Ob es sich um diese Ortschaft handelt und die Zuordnung „wolhynisches Städtchen“ insofern exakt geografisch zutrifft, ist fraglich; die Erzählung kann jedoch durchaus als Beschreibung sozialgeschichtlicher Ereignisse in dem für die Region typischen Volkstum osteuropäischer „Shtetl“ verstanden werden.

Rechtschreibung aus der Vorlage übernommen; Irrtum der Abschrift vorbehalten

Download-Seite: www.myvolyn.de